

Ada.

Roman von G. Braddon.

(19. Fortsetzung.)

Mit einem Blick heissen, grenzenloser Wehs wandte Colin sich ab. Frau Langton, die etwas abweislich stehen gelassen, als ob sie in seinen Augen, daß sich Aufgewöhnliches zugetragen haben müsse und ängstigte sich dementsprechend. In wenigen Worten erzählte er nun, was er in Erfahrung gebracht, aber der Glaube der Mutter war unerschütterlich.

„Meine gute, meine fromme, meine schöne Ada, an ihr zu zweifeln hiesse für mich, den Glauben an die Menschen verlieren. Es muß irgend eine schändliche Verschwörung gegen Sie im Spiele sein und wir werden der Sache auf den Grund kommen. Doch die Gäste werden uns vermissen, wir müssen zu denselben zurückkehren, was aber, was sollen wir für Ada thun?“

„Liebe Mutter, trachten Sie hart zu sein, ich bedarf Ihres Rathes, ich bedarf Ihrer Theilnahme. Dort drüben auf hoher See fährt Tredegars Nacht und Ada befindet sich an Bord derselben.“

38.

Der Tanz wurde bis zum Morgengrauen fortgesetzt. Gerüchteleise lautete, daß ein Streit zwischen Tredegars und Guido Colins stattgefunden und Fräulein Langton sich nach ihrem Zimmer zurückgezogen habe. Doch weshalb sollte dies während in die Festlichkeit eingreifen? Alle stimmten darin überein, daß Guido Colins eine Thorheit begangen, indem er sich mit einem Mädchen verlobte, das von Niemandem gekannt war.

Als die letzten Gäste sich endlich entfernt hatten, begab sich Guido, bevor der Abend ein grenzenloses Dunkel gewesen, in den Park hinaus. Seine Pulse pochten, sein Herz schlug mächtig und die Gedanken wogten wie in seinem Kopfe auf und nieder. Da legte sich eine leichte Hand zärtlich auf seinen Arm. Er zuckte zusammen und blickte sich um. Er sah Tredegars gegenüber. Verhaßte Theilnahme verriet sich in ihrer vibrierenden Stimme.

„Herr von Colin, es thut mir so leid; ich kenne Ihre Sorge — o, es ist schändlich, und mein Bruder hat sich auch unweiszlich benommen.“

„Meine Sorge?“ wiederholte Colin. „Ja, es ist hart zu tragen. Mein Vertrauen wurde grüßlich mißbraucht. Ich werde niemals vergehen! Ich kann lieben und vermag auch gleichzeitig zu hassen!“

„Sie leuchtete triumphierend auf in ihren Augen.“

„Ich bin ganz entsetzt gewesen,“ sammelte sie, „als ich hörte —“

„Als Sie mich hörten?“

„Daß Fräulein Langton — o, weshalb zwingen Sie mich, es zu sagen?“

„Fahren Sie fort, gnädiges Fräulein. Es ist nur recht, wenn ich Alles weiß, und Ihre Urtheile sind für mich vielleicht von Werth sein.“

Edith Tredegars nahm ein zerknittertes Billet aus der Tasche ihres Kleides.

„Ich fand dies auf meinem Ankleidetisch. Ivan gab es meiner Hofe, während wir beim Souper waren. Es enthält nur die kurze Mittheilung, daß er und Fräulein Langton den Entschluß gefaßt hatten, zusammen zu entfliehen! Die Andern haben die Wahrheit errathen, denn die Gräfin Thornley sah, wie Fräulein Langton sich mit meinem Bruder entfernte. Ich spreche Ihnen meine Theilnahme aus, Herr von Colin, denn Sie und ich, wir stehen einander näher wie gewöhnliche Bekannte, und wenn ich Ihnen irgend wie behilflich zu sein vermag, so gehorche das unfehlbar zu den größten Freuden meines Lebens.“

„Sie mir behilflich zu sein vermögen?“ rief er beinahe heftig. „Glauben Sie, ich könne Sie vergessen, daß Sie keine Schwelger sind? Daß dies vermuthlich ein Theil Ihres Racheplanes ist? Bitte, ersparen Sie mir die Pein einer Scene! Im Grunde genommen, sind Sie ja doch ein Weib, haben Sie mir die zweifelhafte Ehre erwiesen, mich in Ihrer unwürdigen Art zu lieben. Sie haben mich einen Träumer genannt, aber ich bin nicht der Thor, welcher nicht wüßte, was in Ihrer Seele vorgeht. Ich habe gesagt, daß ich sowohl lieben als auch hassen könne, und ich werde den Namen Tredegars bis zu meinem letzten Athemzuge hassen. Ihr Bruder hat Fräulein Langton mit weih der Himmel was für teuflischen Klünken zu dieser Thorheit verführt; aber er hat sich dadurch dem Gesetze preisgegeben. Ich werde Alles in Erfahrung bringen! Inzwischen habe ich die Polizei bereits in Kenntniß gesetzt, und binnen wenigen Stunden wird es durch den Telegraphen gelungem sein, dem Flüchtling auf die Spur zu kommen.“

Guido Colins Worte klangen soft brutal, aber er war kein Heuchler, und das Bewußtsein des Unrechts, welches man ihm zufügt, erbitterte ihn tief.

Die sanfte, melodische Stimme Ediths kam ihm wie das Fischen einer Schlange vor. Sie war jetzt kaum weniger bleich als er und ihre Lippen bebten.

„Sie nehmen Ihr maßloses Mi-

penbeilichen auch nach diesen Ereignissen noch auf?“ fragte sie spöttisch; „da beklage ich wahrlich Sie und Ihre, in meinem Herzen aber wird die Beleidigung, welche Sie mir zugefügt, ewig nachhallen.“

Er blickte sie kalt und verächtlich an, und es vergingen Jahre, ehe die Weiden wieder einander gegenüber traten.

Am Tage nach dem Feste hatten sich bereits um zehn Uhr Morgens jene wenigen Gäste, welche über Nacht geblieben, entfernt. Zwei Stunden lang war Colin damit beschäftigt, nach allen Welttheilen hin Telegramme zu expediren. Zur Mittagszeit brachte ein Bote aus Perrin zwei Briefe; einer derselben war an Frau Langton gerichtet und lautete wie folgt:

„Mein geliebtes Weib, meine geliebte Edith.“

„Ich dachte, der Kelch des Leidens müßte nun überfließen voll sein, und ich bin so hilflos. Ich vermag nichts zu thun. — Du trägst Alles tapfer, aber ich lebe in steter Angst für Dich. Es gibt keinen Frieden für uns Beide auf dieser Erde. Ich werde heute Abend zu Dir kommen und empfehle Dich einhüllen der Obhut des himmlischen Vaters.“

Der Brief an Colin lautete:

„Mein lieber Vetter, ich habe seit einigen Tagen eine fürchterliche Beängstigung empfunden, die ich eigentlich erst jetzt ihrer ganzen Größe nach verstehe; ich möchte am liebsten sofort nach dem Schlosse eilen, aber leider sehe ich mich bemüht, vor Allem meine Angelegenheiten zu ordnen, denn das Ende ist nahe. Tredegars, der Spionhabe, hat meine Feindschaft festgestellt, er beehrt nach meiner Tochter. Sie mögen sich vorstellen, welche Peinung er auf Ada ausübt, es soll ihm aber Alles nichts nützen; ich will ihn niederschlagen gleich einem räudigen Hunde, und zwar sobald als möglich. Ich sehe ein, daß ich dadurch gewissermaßen neue Schmach auf meinen Namen wälze, aber das läßt sich nicht vermeiden. Ich verlaßt mich auf Sie — Sie werden mein Weib und mein Kind beschützen, wenn ich nicht mehr bin. Bis sechs oder sieben Uhr werde ich hier in Gesellschaft zu thun haben, dann komme ich zu Ihnen.“

Ihre aufrichtig ergebener Franz North.“

Der Batar trat in diesem Augenblick bleich und mit besorgter Miene ein.

„Ich hoffe, mein Größtes ist Ihnen nicht lästig, Guido, sondern kann ich Ihnen auf irgend eine Weise nützlich sein? Noch immer keine Nachricht angelangt, mein Gott, mich überläuft es eilig kalt, wenn ich bedenke, daß ich die Hand dieses Spionhabs geschüttelt habe. Aus Ertübnungen, die ich eingezogen, entnehme ich, daß der Steuermann, welchen Tredegars an Bord hatte, ein alter Bekannter von mir ist, ein braver Mann; wenn er die Wahrheit erfährt, dann hat Fräulein Ada in ihm einen Beschützer, das mag Ihnen zum Troste gereichen. Ich verheißt nur nicht, in welcher Art es ihm gelanget, das junge Mädchen zu bewegen, daß es ihn begleiten solle, denn ich weiß zu genau, daß sie ihn gefürchtet hat und ihn nicht leiden mochte.“

Colin reichte den Brief, welchen er von Franz North erhalten, dem Batar, und diesem lag die Nothe des Jorns in die Wangen.

„Der Spionhabe,“ murmelte er, „Geben Sie mir die Hand, mein Junge! Ich bin ein alter Mann, aber ich will Ihnen, Ada und der unglücklichen Mutter zur Seite stehen in Allem, was kommen mag. Wie trägt Frau Langton die Sade?“

„Nachdem der erste Augenblick überwunden war, merkwürdig gut. Ich fürchtete für sie, aber ihre Vornehmheit ist heldenhaft, ihr Glauben unerschütterlich. Ich meinerseits schäme mich geradezu, denn ich habe im ersten Augenblicke an Adas Treue und Beständigkeit zweifelt. Ich will mich nicht einschulden, ich glaube, die Eifersucht hat mich soweit getrieben, daß ich jeder Haren Vernunft veragah.“

„Unfinn! Das Mädchen ist ein Engel, ich habe sie ja längst vor Ihnen gekannt und weiß am besten, wie rein und tugendhaft sie dasteht. Wo befindet sich Frau Langton? Ich muß mit ihr sprechen und beabsichtige hier zu bleiben, bis Alles vorüber ist.“

„Sie sind sehr gültig, Herr Pastor, Frau Langton wird bald wiederkommen, sie hat sich nur einen Moment nach ihrem Zimmer zurückgezogen, um einen Brief ihres Gatten zu lesen, welchen sie soeben erhalten.“

Langsam vergingen die Stunden, es war bereits vier Uhr und noch keine Nachricht eingetroffen. Der Pastor und Frau Langton hatten sich nach einem der Wohnzimmer begeben, von welchem aus man weiter Fernsicht hatte auf die Straße, die zum Schlosse führte. Colin blieb in der Bibliothek, wo er die See im Auge behalten konnte.

Endlich pochte es an der Thüre und Wallis trat ein; er war sehr bleich.

„Kann ich mit Ihnen sprechen, Herr?“ forschte er mit etwas unsicherer Stimme.

„Was wollen Sie?“ fragte Colin, der stürzend emporfah.

„Ich möchte daran denken, mein eigenes Heim zu gründen, und bitte um Entlohnung, welche ich dafür verdiene, daß ich der Erste gewesen, der Ihnen von der Flucht des Fräulein Langton mit Herrn von Tredegars Kenntniß brachte. Ich möchte mir ein Wirthshaus gründen und erbitten von Ihnen die Mittel dazu; ich beabsichtige, in hiesiger Gegend zu bleiben. Wenn der gnädige Herr also meiner Dienste bedarf, so stehe ich auch fernhin immer zur Verfügung.“

„Ich habe nicht die Absicht, einen Spion gleich Ihnen auch noch weiter in meiner Nähe zu dulden,“ erwiderte Colin ruhig, während ein kalter Blick in seine Augen trat. „Ich entlasse Sie mit einem Monatsgehalt, bin aber bereit, Ihnen eine Abfertigungssumme von fünfzehnhundert Gulden auszugeben unter der Bedingung, daß ich Sie nie mehr zu Gesicht bekommen werde. Nebenbei erbitte ich Ihnen den wohlmeinenden Rath, kein Zeugniß von mir zu begehren.“

Der Diener war todtbleich geworden; er versuchte zu sprechen, aber er war dessen unfähig. Colin wies mit der Hand nach der Thüre, und der Mann wandte hinaus.

Langsam verstrich Minute um Minute, bis endlich ein Telegramm eintraf.

In maßloser Aufregung öffnete Colin dasselbe mit zitternden Fingern. „Ada, mein Liebling, mein Alles,“ entrang es sich seinen zuckenden Lippen. Er gab dem Boten eine reiche Geldspende und stürmte nach dem Gemache, in welchem er, wie er wußte, Frau Langton finden würde.

39.

Heller Sonnenschein drang in Georg Redmanns Arbeitszimmer. Dieser sah vor einem mit Schriften aller Art überladenen Tisch und murmelte leise vor sich hin:

„Ich hasse das Licht, der ich so lange im Finstern gearbeitet. Was soll ich mit dem hellen Sonnenschein anfangen, da ich nur die Finsterniß der Nacht und die Bitterkeit des Todes kennen lerne?“

Horchend hielt er inne; er hörte nur die gleichmäßigen Schritte eines Polizeimannes, die durch das offene Fenster bis zu ihm empordrangen. Es war zu früher Nachmittag, in welcher ganz Perrin sein Schläfchen zu machen pflegte.

Der Polizeimann blieb Redmanns Haus gegenüber stehen, er plauderte mit einem Kindermädchen.

„Nah,“ sagte sich der einsame Beobachter; „wenn ich nicht den Entschluß gefaßt hätte, Tredegars um jeden Preis zu bestrafen, so könnte ich noch ganz gut entkommen, aber es ist ja am besten, ein für allemal die Sade zu Ende zu führen, denn das Dasein, welches ich jetzt führe, kann man doch nur einen lebendigen Tod nennen.“

Zwei Kasse geladen,“ fügte er, noch der Bistole in seiner Brusttasche greifend, hinzu, „der eine für Tredegars, der andere für mich! O, meine arme Edith, welchen Schmerz hat sie ihr Leben lang durch mich erfahren müssen!“

Der Polizeistand immer noch auf seinem Posten; er lächelte und scherzte mit dem Mädchen, und sein Laufen klang bis zu Redmanns Thür.

„Und so geht die Welt weiter ihren Lauf,“ murmelte dieser bitter vor sich hin.

Dann wandte er sich abermals seinen Schriften zu und besaßte sich eine Stunde lang eifrig mit denselben.

„Geld, Geld und wieder Geld, das ist die Haupttriebfeder im Leben,“ murmelte er voll Bitterkeit vor sich hin. „Was hat es mir genützt? Es brachte mir nichts als zeitweilige kurze Vergessenheit und das befriedigende Bewußtsein, daß ich für die Zukunft von Weib und Kind entsprechend sorgen könne. Ist das eine Belohnung für mein Mühen? Seit unermesslich langen Jahren irre ich dem ewigen Juben gleich heimathlos umher. Und das ist das Ende! Von Baron Tredegars senior will ich jeden Heller zurückverlangen und meine Erben.“

Redmanns Jüngling wurde unterbrochen, er fühlte mehr, als er wahrnahm, daß er nicht mehr allein war. Die Thüre entriegelte er, er blickte empor und sah einen großen alten Mann vor sich stehen, der die Hand unterwandert auf ihn gerichtet hatte.

Redmann erkannte ihn auf den ersten Blick.

„Sie sind es?“ sprach er mit lakonischer Kürze.

„Ja, zu dienen.“

Eine Pause entstand, dann fragte Redmann wieder:

freilich nahm ich Rache an ihm, aber deshalb ließ sich der Schaben, den er mir zugefügt, doch nicht wieder gut machen.“

„Das interessiert mich Alles nicht im Geringsten. Ich glaube, Sie haben Ihre Mittheilung bereits vor einiger Zeit verkauft, und meine Verletzungen für die Zukunft wurden dementsprechend getroffen! Sie werden keinen Heller von mir erbitten, wenden Sie sich daher lieber gleich an Herrn von Tredegars, Sie dürften das dankbarer finden.“

Der Blig-Ferdinand lächelte.

„Halt, mein guter Herr, lassen Sie mich immerhin reden. Ich bin in einer tugendhaften Laune, obzwar ich gestern erst einen Menschen umgebracht — ihn, der feinerzeit mit Verdräher an mir geworden. Ich traf zufällig in Liverpool mit ihm zusammen und mein Messer hat mir gute Dienste geleistet. Ich will zugeben, daß ein solcher Gewaltstreik nicht immer angenehm ist, aber in diesem Falle hieß es nur: er oder ich. Mit dem Mitternachtszug bin ich dann von Liverpool weggefahren, und da haben Sie mich nun. Ich bedarf wirklich einer hübschen Summe Geldes, um mich in London zu verbergen, bis ich mich wieder über Wasser halten kann. Sie sind der Mann, der in der Lage wäre, mir zu helfen, und ich bitte Sie auch, es zu thun. Vielleicht würde ich mich nicht an Sie gewandt haben, wenn Tredegars nicht ein so erbärmlicher, heuchlerischer Spionhabe wäre. Ich schrieb ihm und er kümmerete sich absolut nicht um mich. Würde er mich gewantwortet haben, so wäre ich vielleicht nicht in die Lage gekommen, mit meinem einzigen Genossen zusammen zu geraten, so hätte ich keinen Mord begangen.“

Der Blig-Ferdinand ließ sich auf einen Stuhl nieder und rühte ganz nahe an Redmann heran.

„Herr, ich habe Ihnen feinerzeit ein Unrecht zugefügt,“ sprach er ernsthaft. „Helfen Sie mir jetzt, und ich will Alles wieder gut machen. Sie haben den alten Rechtsanwalt Jarvis gar nicht getödtet, ich war es vielmehr, der diese That vollführt hat. Ich würde es auch jetzt nicht eingestehen, aber da ich das Gefühl habe, daß der Mord, welchen ich gestern begangen, bekannt wird und für zwei solche Thaten kaum eine ärgere Strafe ist als für eine, so kann ich gerade so gut freimüthig sprechen und dadurch Sie von jedem Verdachte reinigen. Was gehen Sie mir aber, wenn ich ein offenes Bekenntniß ablege?“

„Schurke! Zwanzig Jahre des Elends und der Verbanung — wer gibt mir dieselben zurück? Ich könnte Sie tödten.“

„Unnütze Mühe — ich habe Alles überlegt; wenn es zwischen Ihnen und mir zu einem Kampfe kommt, so sind Sie im Vortheil und Sie haben auch nicht Ursache, weshalb es sich Ihnen der Mühe verlohnen mag, zu leben.“

„Ich wiederhole, daß ich den alten Rechtsanwalt getödtet habe und sein Geld an mich nahm — ich konnte nicht anders. Ein instinktiver Zwang nöthigte mich, Ihnen zu folgen. Ich hörte Ihren Streit mit dem Manne, ich sah, wie er vom Schlag gerührt zusammenstürzte und Sie herangeht gaben. Dann schlich ich mich vom Vorplatz aus, wo ich unbemerkt verweilt gewesen war, in die Kanzlei, der Alte kam wieder zu sich, ich aber verlegte ihm einen Schlag auf den Kopf — das war Alles.“

Er warf einen Blick auf die Uhr und fügte dann hinzu:

„Bald drei Uhr. Mein Zug geht in einer halben Stunde ab. Wenn Sie Alles mit Zeugnunterstützung versehen haben wollen, so stehe ich zu Diensten, sobald Sie das entsprechende Geld mir zur Verfügung stellen.“

Redmann schweig ein paar Augenblicke. Sollte der Blig-Ferdinand von ihm genommen werden? Die Freude übermüthigte ihn nahezu. Nach einer so langen Reihe von Jahren sollte es sich herausstellen, daß er nicht Schuld trage an dem Tode des Rechtsanwalts Jarvis.

„Ich kann dieses Bekenntniß nicht kaufen,“ flüsterte er bewegt. „Die Welt würde mir keinen Glauben schenken. Rein, ich vermag es nicht zu thun. Die einzige Möglichkeit, welche sich mir bietet, besteht darin, Sie der Polizei auszuliefern.“

Der Verbrecher erschauerte.

„Dann werde ich Alles leugnen, Sie Narr!“ zischte er Redmann ins Ohr.

„Das wird meinen Entschluß nicht ändern, und Sie haben bereits ein zweites Verbrechen begangen.“

Die Männer sprangen gleichzeitig auf und man vernahm zwei Pistolenschüsse.

Redmann feuerte, ohne den Arm zu heben. Er hatte mit tödtlicher Sicherheit gezielt. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, drang der Polizeimann in das Haus. Bei seinem Anblick brach der Blig-Ferdinand in ein lautes Schreien aus und richtete nun die Waffe gegen seine eigene Brust.

„Sie haben mich übertrumpft, aber die Behörde soll sich meiner doch nicht bemächtigen — ich sterbe in dem Hause eines Edelmannes und meine letzte That soll eine vornehme sein. Schafft mir rasch einen Priester herbei — ich will ein von Zeugen bestätigtes Bekenntniß ablegen und meinen Frieden mit der Welt schließen.“

(Schluß folgt.)

Sterben ohne Leiden.

Der Wunsch der meisten, die behaglich im Wohlgefühl einer völlig ungetriebenen Gesundheit über die Form, in welcher uns einst des Schicksals Stimmabberuft, plaudern, dürfte wohl in die Formel zusammenfassen zu sein: wenn wir doch einmal scheiden müßten, dann schnell und möglichst schmerzlos. Ganz allgemein dürfte ein Schlagfluß, ein plötzlicher Herzstillstand, ein jähes Abreißen des Lebensfadens, einem unsere Kräfte langsam verzehrenden Siechtum unter Schmerzen und allerhand Widerlichkeiten vorgezogen werden. Und doch — welche Kontraste zu dieser so oft gehörten, fast banalen Menschheitshoffnung im Allgemeinen, das unerschütterliche Festhalten am letzten Lebensfaden, der rührende Optimismus des Kranken selbst, jene unendliche Barmherzigkeit der Natur, welche dem Lebenden die Objektivität im Bewußtsein ablenket, so daß oft ein bestiegtes Schicksal umgedeutet wird in eine Zukunft voller Hoffnungen und Erfüllungen! Welche Gnade der Aufopferung, des heißen Willens zum Leben, wenn selbst Kräfte, die doch wissen könnten, wie es um sie steht, sterbend in segensreicher Seelenblindheit ein tobverheißendes Symptom zu begrüßen vermögen als eine Wendung zum Besseren. Wer schärft und aufmerksam die Seelenregungen derer, über deren Gesicht schon der Stab gebrochen ist, beobachtet, um kann nicht entgehen, daß der Instinkt der Selbsterhaltung im gegebenen Fall stark kontrastiert zu der leicht hin formulierten Sehnsucht der noch Gefunden, einmal schnell und ohne Fackeln ein Ende zu machen. Die Seele des Kranken arbeitet eben unter ganz anderen Bedingungen als die des Gefundenen.

Dieser Tatbestand muß man sich von vornherein recht genau bewußt halten, wenn man an die Distaffon der oftenthaltenen Frage herantritt, ob es den Ärzten nicht gestattet sein soll, in hoffnungslosen Fällen den Leiden eines verlorenen Lebens mit Vorbedacht ein Ziel zu setzen. Diese Forderung ist eine anscheinend durchaus humane, von Wohlwollen für die Lebenden und Verlorenen durchdrungene und wohl diskutabile. Ja, wenn die in einigen Zeitungen gebrachte Nachricht sich bestätigt — und es ist kein Grund, daran zu zweifeln —, so hat im Staate Jowa ein Arzt Dr. Gregory den Mut gehabt, diesen Gedanken der Humanität, der bisher nur als ein gewissermaßen leise ange deutetes Motiv auftrat, in feste Form zu gießen. Aus New York kommt die Nachricht, daß das obengenannte Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft einen Gesetzesentwurf vorgelegt habe, nach dem es den Ärzten erlaubt wird, die Leiden unheilbarer Kranke schmerzlos zu beenden. Der Arzt behauptet, menschliche Wesen, bei denen eine Befundung ausgeschloffen wäre, hätten ein Anrecht auf gleiche Mitleidnahme wie erkrankte Tiere. In dem Gesetzentwurf sind Sicherungen gegen Mißbrauch vorgesehen. Drei Ärzte und der Leichenbeschauer müssen in jedem Falle über die Notwendigkeit einig sein, und auch der nächste Verwandte muß seine Einwilligung geben. Zudem muß die Zustimmung des Gesundheitsamtes eingeholt werden.

Keines der in dem obigen Bericht angezogenen Motive hält einer ernsten Prüfung stand. Es sollen also die Leiden unheilbarer Kranke beendet werden, und zwar schmerzlos. Gedacht ist wohl an eine tödtliche Dosis Morphium, Chloroform oder ein in eine bis zum Vertheiden fortgeführte Kartoffel, etwa mit Chloroform oder Aether. Also durch eine Giftwirkung durch Einatmung, Einprägung oder Einführung in die Verdauungswege. Denn an eine Revolverkugel, einen Stich in das Atmungszentrum zwischen Wirbelsäule und Hinterhaupt, einen elektrischen Schlag, an irgendeine Form tödtlicher Verletzung kann doch wohl der Antragsteller nicht gedacht haben, weil der Arzt dabei schließlich mehr dem Henker als dem tröstlichen Retter gleichen würde.

Mit der Schmerzlosigkeit oder wenigstens Qualllosigkeit Dosisen von an sich Schlaf und sanften Schlämmer bringenden Mitteln ist es nun recht problematisch. Hohe Dosen Morphium zum Beispiel wirken gar nicht selten nicht in Form eines langsamem Hinüberdämmerns tödtlich, sondern es geben dem Tode krampfartige Erregungszustände mit Erbrechen etc. voraus, von denen schwerer zu sagen ist, ob sie sich in völliger Bewußtlosigkeit abspielen. Wir Ärzte wissen doch nicht so ganz genau, ob nicht bei Abblendung des Bewußtseins nicht doch Unlust oder Qualvorstellungen aus den Wurzeln seelischen Tiefenlebens aufsteigen können, die sich dem Betrachter zwar entziehen, doch aber als Gefühle bei dem mit dem sogenannten erleichterten Tode Ringenden bestehen könnten. Die Psychologie des Todes ist ein nicht seltenes Räthsel der Welt verriegeltes Buch. Wir müssen mit Hamlet sagen, „was für Träume kommen mögen!“

Aber zugegeben, daß es möglich wäre, in allen Fällen einen schmerzlos oder qualvollen Tod zu rufen, so genügt doch der Begriff der Unheilbarkeit eines Leidens nichts weniger als eine feste Unterlage für so weitgehende Privilegien des ärztlichen Handelns. Sie allein, die Ärzte, sollen ja ausgenommen werden für diese Fälle von dem „Du sollst nicht tödten“ der Religion und

dem „Wer das Leben seiner Mitmenschen etc.“ des Strafgesetzbuches. Was ist ein unheilbares Leiden?

Die heilloosen Leiden können im Einzelfall unheilbar sein, und unheilbare Krankheiten haben hier und da einmal zu allgemeiner Uebertragung aller behandelnden Ärzte zur Heilung respektive erträglichen Besserung geführt. Die Geschichte der ärztlichen Jertümer würde eine stattliche Reihe von Fällen aufweisen, bei welchen wider alles Vermuten und wider alle Wissenschaft Heilung eintrat. Das ist gar kein Wortwurf gegen die Ärzte oder die medizinische Wissenschaft, es ist der Irrtum eines etwas allgemein Menschlichen, eine keinem Stande, keinem Berufse erparte Unzulänglichkeit. Alle die Fälle, bei denen also eine Kommission von Sachverständigen einem Irrtum unterliegt bei einem Kranken, der nach menschlichem Ermessen zwar verlor, aber dennoch noch rettbar war trotz unfählicher Leiden, würden also diesem Prinzipium der Ärzte zum Opfer fallen. Das würde eine neue Variante von Justizmorden ergeben, von denen ich nicht weiß, ob sie uns nicht häufiger passiren würden als den Herren Kollegen von der juristischen Fakultät.

Solange es Menschen gibt, wird es auch Wunder geben, das heißt staunenswerthe Abweichungen von dem erwartungsgemäß bisher Gegebenen. Niemand aber ist so geboren zum Träger von Trost, Licht, Sonne und Hoffnung wie der Arzt; ihm ziemt es wie niemand, treu bis in den Tod zu sein und an das Leben und seine Verjagung zu glauben bis zu dem letzten Augenblick. Wer da meint, daß eine Kommission von drei Ärzten vor den Jertümern, die ja bisweilen direkt Folgen unferes Wissens sein müssen, wie die Justizmorde Konsequenzen des Gesetzes, vor solchen Entgleisungen gegenüber dem Tatbestande schützen würde, irrt wohl erheblich. Wieviel macht der Konflikt der fuggeligen Kraft einer überausenden Persönlichkeit aus! Die Majorität ist doch meist nur die Gefolgschaft eines einzelnen ganz Starken. Geschworenengerichte, Parlamente, Kollagen, Versorgungsorganisationen u. s. w. liefern dafür täglich Beispiele. Daß aber der Leichenbeschauer schon an das Kranke tendet treten soll, um über Unheilbarkeit mitzubestimmen, nimmt sich geradezu lächerlich aus in dem eben zitierten Bericht. Was weiß der Leichenbeschauer vom Leben und seiner Erhaltung?

Die Einwilligung des nächsten Verwandten ist eine durchaus problematische Sicherung gegen Mißbrauch. Nicht einer eventuellen Erbschleicherei wegen, sondern vor allem, weil gerade die nächsten Verwandten naturgemäß am häufigsten auf Abstützung der Leiden drängen, und zwar einfach deshalb, weil sie ja oft mehr darunter zu leiden haben als die Kranken. Ich will nicht behaupten, daß das immer ein rein egoistisches Moment zu sein braucht; aber auch das edelste Mitleid der Angehörigen kann den Arzt beeinflussen, einen Fall früher verloren zu geben, als er es wirklich ist. Darum ist meiner Meinung nach auch der Vergleich des hilflos Leidenden mit dem erkrankten Tiere hinwiegend, weil die scheinbar miltätige Handlung, ein Reitpferd mit gebrochnem Fuß oder einen tollkranke Hund durch einen Schuß zu erledigen, sich bei härterer Zusehen als eine Art Selbstbefreiung von quälenden Erindrücken und lästigen Verpflichtungen entpuppt. Wir befreien uns aus der Qual, die uns unser Mitleid bereitet. Viele Wählthatigkeitshandlungen sind so aus Egoismus geboren.

Der gewichtigste Einwand aber gegen die unserer Meinung nach unüberlegten Vorschläge des Herrn Kollegen aus Jowa ist aber die unausbleibliche Folge der Umgestaltung des Arztes aus einem Träger der Hoffnung, einem Tröster und Befreier in den Träger einer Gefahr für den Kranken selbst. Gemäß der eingangs erwähnten besonderen Psychologie des Leidenden würde dieser bei dem Bestehen eines solchen Gesetzes, von dem natürlich jedermann Kenntniß hätte, von einem vielleicht grundlosen, aber subjektiv nicht abweisbaren panisch: Schreden befallen werden, wenn Arzt und Konsiliarius sein Zimmer betreten. Wird der Leidende, überhaupt jeder Patient ärztliche Hilfe vom Bestehen eines solchen Gesetzes ab nicht als ein zweifelhafte Schwert betrachten müssen? Wir sind aber nichts als sein letzter, einziger Freund. Die Steuermänner seines Lebensschiffens, das wir ebensowenig wie der heroische Kapitän über verlassen dürfen, als bis es der Natur und ihren Gewalten, nicht unserem Kommando erlegen ist. Hat aber der Arzt als Freund und Tröster am Krankenbett nicht Mittel genug, zu lindern, und kann er nicht jeden Tod, der unausweisbar ist, in völlig erlaubter Weise schmerzlos gestalten? Es ist eben ein höchster Teil unserer Kunst, den Kranken zwischen Schmerz und Gefahr hindurch zu steuern mit der alleinigen Idee, ihn zu retten. Schmerz lindern ohne Gefährdung, das ist unsere Aufgabe. Wann das Lebenslied des einzelnen erlösen soll, ist eine Frage, welche wir Ärzte dem Schicksal nicht aus der Hand nehmen dürfen.

Prof. Dr. Karl Ludwig Gleich.

Will man in der Welt Erfolg haben, so muß man sich von den Leuten Belobung über vieles gefallen lassen, was man wohl selbst nicht, die Leute aber nicht wissen.

Alles ist gleich eitel, unsre Lust und unser Weh; aber goldene oder himmelblaue Eisenblasen sind doch hübscher als schwarze oder graue.